

Die Glasglocke

SYLVIA PLATH

Übersetzt von Reinhard Kaiser



Suhrkamp

Vor 50 Jahren erschien die amerikanische Erstausgabe der »Glasglocke«, Sylvia Plath' einzigen Romans – vier Wochen später nahm sie sich das Leben. Ihr Roman avancierte bald zum Kultbuch, beschrieb es doch wie kein anderes zuvor die Stimmungslage junger Frauen, ihre Zerrissenheit angesichts gesellschaftlicher Anforderungen.

»Es war ein verrückter, schwüler Sommer, dieser Sommer, in dem die Rosenbergs auf den elektrischen Stuhl kamen und ich nicht wußte, was ich in New York eigentlich wollte«: Die neunzehnjährige Esther gewinnt eine vierwöchige Hospitanz bei einem Modemagazin in New York, garniert mit Partyeinladungen und Werbegeschenken. Doch Esther, bisher strebsame Studentin, kann sich weder in den Arbeitsalltag so recht einfinden noch die Verlockungen der Stadt genießen. Ihre Verzweiflung nimmt zu, als sie in die heimische Enge zurückkehrt, wo sie weitere Rückschläge einstecken muß. Ihre zunehmenden Depressionen führen sie schließlich nach einem Suizidversuch in die Psychiatrie, und erst ganz allmählich findet Esther aus der »Glasglocke« heraus, in die sie sich ständig eingeschlossen fühlt.

Sylvia Plath wurde 1932 in Boston geboren. 1963 erschien ihr autobiographisch gefärbter einziger Roman Die Glasglocke, einen Monat darauf nahm sie sich das Leben. Durch ihre Gedichtbände Colossus und Ariel wurde sie zur internationalen Ikone amerikanischer Dichtung.

Zuletzt erschienen:

Ariel. Gedichte, 2008 (Neuübertragung der Urfassung, zweisprachige Ausgabe)

Der Übersetzer und Autor Reinhard Kaiser hat unter anderem Werke von Irene Dische, Susan Sontag und Sybille Bedford ins Deutsche übersetzt. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet. Reinhard Kaiser lebt in Frankfurt am Main.

Sylvia Plath
Die Glasglocke

Aus dem amerikanischen Englisch
von Reinhard Kaiser

Mit einem Vorwort
von Alissa Walser

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe:

The Bell Jar

© 1963 Sylvia Plath

*Die Neuübersetzung von Reinhard Kaiser erschien erstmals 1997 als Band 1221
der Bibliothek Suhrkamp*

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997

Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Berlin,

insbesondere das des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,

auch einzelner Teile.

*Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.*

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagabbildung: Faber and Faber/Shirley Tucker, 1966

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

eISBN 978-3-518-73144-4

www.suhrkamp.de

Für Elizabeth und David

Die Glasglocke

Vorwort von Alissa Walser

*»Help help I feel life coming closer when all I want is to die«
(Marilyn Monroe)*

So wie ihre letzten Gedichte, ihre Ariel-Gedichte, scheint auch dieser eine Roman von Sylvia Plath nahe an jener durch sie selbst hindurchführenden Grenze entlang geschrieben, hinter der es kein Zurück mehr gibt. Und so nähert sich auch Esther Greenwood, das junge, »aufbrechende« Ich der Glasglocke, den Verlockungen dieser Grenze – wie die Maus aus dem Rachen der Katze der verlockenden Falle oder umgekehrt, wie die Maus aus der Falle dem verlockenden Rachen der Katze. Und dies genau ist die Art und Weise, in der Sylvia Plath Esther Greenwood diese Grenze nicht überschreiten, sondern energetisch beherzt darauf zugehen lässt. Sie umkreist sie (sich), berührt sie (sich) mitunter auch, doch ihr »Todeswunsch« ist letztlich nichts anderes als die Kombination aus Flucht vor Schmerz und Sucht nach Körperlichkeit. Ich habe Die Glasglocke gerade zum vierten Mal gelesen, und wieder provoziert mich der Text, und ich streiche Sätze an und wieder an. Auf fast jeder Seite mehrere. Wie die Beobachtung, die Esther im Kino sitzend macht: »Ich ließ den Blick über die Reihen hingerissener kleiner Köpfe gleiten, alle mit dem gleichen Silberglanz vorn und dem gleichen schwarzen Schatten hinten, und sie kamen mir vor wie eine Herde Mondkälber.« Und ich entziffere, was ich an den Rand des Satzspiegels gekritzelt habe, teilweise vor vielen, vielen Jahren, Kommentare in winziger Schrift, Bemerkungen wie: »Heute!« oder »Für immer und ewig!« Auch die Stelle mit dem Feigenbaum. Kaum zu glauben, dass die Autorin diese Figur aus den 1950er Jahren heraus- und in die frühen 1960er Jahre eingeschrieben hat. Esther Greenwood stellt sich vor, sie sitze auf einem Feigenbaum und könne sich vor lauter Feigen nicht entscheiden, welche sie denn nun nehmen soll. Die Feigen stehen für die Möglichkeiten ihres Lebens.

Wie soll sie bei so vielen Möglichkeiten mit ihrem Leben verfahren, das ja nur ein einziges ist? Es folgt die Aufzählung all der Möglichkeiten, denen sie ihr Leben widmen könnte. Einem Ehemann und Kindern. Sich selbst als berühmter Dichterin. Als brillante Professorin. Als tolle Redakteurin. Reisen nach Europa, Afrika, Südamerika. Einem Rudel Liebhaber mit seltsamen Namen und ausgefallenen Berufen. Sich selbst als Olympiasiegerin.

Ob ihre Entscheidungsunfähigkeit schon eine Wirkung der Glocke ist, die sich allmählich über sie stülpt? Es ist zwar nur eine Vermutung. Aber Esther wird verhungern. Denn Esther will alle Feigen. Typisch Plath, immer übergierig, immer vom Ehrgeiz hinterhergezerrt. Doch eine zu nehmen hieße (und das ist das märchenhaft Gesetzliche hinter ihrer Literatur), alle anderen zu verlieren. Und während sie unentschieden dasitzt, verschrumpeln die Feigen und fallen ab. Doch die Zeit (und das ist das Neue an den Märchen der Sylvia Plath) steht nicht still, sie geht weiter. Unbeeindruckt davon, was wir, die wir uns so gern mit ihr verkleiden, aus ihr herauslesen.

Das Provokante begründe ich mir mit der Sprache der Autorin. In der ihr eigenen Sprachübergängigkeit entsteht der Blick der jungen Esther Greenwood. Ein gezielt radikaler Blick. Ein Blick wie eine Geheimwaffe. Die College-Studentin richtet ihn mal auf, mal aus ihrer Welt heraus. Aus Notwehr also. Jeder Witz mit einem Hautgout schwarzen Humors über sich hinausgreifend. Während sie sich gleichzeitig zu arrangieren versucht, um einen selbstangemessenen Platz in dieser, ihrer Weltlichkeit zu finden. Von außen gesehen ist nichts an ihr in Unordnung. Im Gegenteil. Sie ist ein prächtiges »All-American-Girl« der frühen 1950er Nachkriegsjahre. Sie erfüllt ihrer Mutter den Wunsch nach besten Schulnoten, sie ist mit Stipendien gesegnet, hat ein paar Freundinnen, oder »Mehr-oder-weniger-Freundinnen«, und einen Jungen aus gutem Hause, mit dem sie ausgeht, sowie immer mal wieder kleinere Jobs, des eigenen Geldes, der eigenen Wünsche wegen. Ihr Handeln wird von ihrem Ehrgeiz, alles richtig zu machen, getrieben; und es versteht sich von selbst, dass (wie in den Groschenromanen Horatio Algernon vom Amerikanischen Traum) das Leben,

wenn man so jung, so begabt, so tüchtig und fleißig ist, sich erkenntlich zeigen wird. Und doch ist von Anfang an nichts so, wie es sein soll, inklusive Esther Greenwood selbst. Ihr Versuch, sich für die Rolle des perfekten Mädchens einer Fassade zu bedienen, scheitert.

Esther Greenwood kennt den Zweck nicht, zu dem sie das Mittel benutzt. Sie formuliert ihn nicht, sie ahnt ihn nur. Und wie sich diese Allianz der Sinnlosigkeit unmerklich langsam zur Depression auswächst und das Bild zu beherrschen beginnt, ist meisterhaft dargestellt. Das ihr immer mehr zur Zumutung verkommene Leben sieht ihr lange keiner an, nicht einmal sie selbst. Reflexhaft reagiert sie mit einer unablässigen und immer verzweifelteren Suche auf ihre Sucht nach Leben, dem einfachen, ohne doppelten Boden, das ihr wieder, wieder und wieder als Überforderung begegnet. Vorstellungen beherrschen sie, wie sie widersprüchlicher nicht sein könnten: einerseits die Hölle, in der es keine direkte Berührung mehr gibt (eine Glasglocke verhindert dies), andererseits die nie versiegende Hoffnung, dass das Leben auch anders sein könnte, unbedingt zu sein hätte, um lebenswert zu sein.

Esther Greenwood ist ein merkwürdiges Mädchen, eines, das sich mit derselben Energie, mit der sie ihre (widersprüchlichen) Lebenspläne zu verwirklichen sucht, dagegen wehrt, die eigene Essenz aufzugeben. Die Aussicht, durch Fleiß, harte Arbeit und etwas Glück vielleicht viel, viel später (das ist das Tragische daran) eine Art Leben zu führen, in dem sie dieser körperlich-geistigen Essenz möglicherweise ein Existenz-Eckchen einrichten könnte, ist ihr keinesfalls genug. Sie will das Beste für sich. Und das heißt: das Leben pur. Das natürlich auch aus der Jagd nach braungebrannten, gutgebauten Jungs und gesellschaftlichen Erfolgen besteht. Bemüht, diese Welt mit links zu meistern, um Zeit und ein Alibi dafür zu haben, sich etwas viel Größerem zu widmen: dem Versuch, sich ihres eigenen, innersten Wesens bewusst zu werden, es (sich) in vollem Umfang zu bewahren – und zwar schreibend.

Der Versuch einen Roman zu verfassen, führt zu folgender, ernüchternder Erfahrung: Sie behauptet, sie könne nicht schreiben, und begründet dies damit, in ihrem kurzen Leben einfach nicht genug Erfahrungen gemacht zu

haben. (Eine Vorstellung, die wahrscheinlich keiner Schreibenden fremd ist). Also stürzt sie sich wieder hinein – in dieses Leben, diesen Schmerz. Und so entsteht der Eindruck, sie sei süchtig nach Leben. Süchtig also nach dem, was sie verletzt. Nur deshalb ist ihr der Tod so nah.

Esthers Blick, dem die Autorin mit ihrer kristallisierenden Sprache folgt, ist eine Anmaßung und als solche eine Zumutung für die Umwelt. Überspannt, widersprüchlich, unverschämt, neugierig. Davon hat der Text seit seiner Entstehung kein bisschen eingebüßt. Deshalb auch schärft er unsere Wahrnehmung unserer Zeit, in der Kinder ja quasi schon mit einer Startnummer zur Welt kommen und das Ich seinen Sinn nur noch im »besser als ...« begreift, in der Maß und Masse verschwimmen und Vermassung sich auf *IMMER MEHR* Lebensbereiche ausdehnt, bis dass wir es bei Michel Houellebecq auf ein Neues nachlesen können.

Warum, frage ich mich, ist dieses Buch nicht längst schulische Pflichtlektüre geworden? Weil Schüler nicht mehr lesen? Ja. Ja. Alter Hut. Ich weiß. Aber vielleicht läsen sie ja wieder, wenn ... Vielleicht, und das ist die andere beschreibenswerte Variante, ist die Wirklichkeit aber bereits dermaßen unzumutbar, weil unveränderbar geworden für uns, dass wir tatsächlich nur noch in die virtuellen, auch nicht gerade kostenlosen Wunsch-Welten flüchten können?

Wenn ich die Zeit mitlese, die seit der Entstehung des Romans und der darin beschriebenen Zeit und meinem Jetzt vergangen ist, stelle ich fest, dieses Buch wurde am Punkt einer Entwicklung von »Vermassung« geschrieben, von der unser Heute über fünfzig Jahre entfernt ist. Was wir uns heute zumuten, war also damals schon mehr oder weniger deutlich.

Inzwischen ist die Depression zur Volkskrankheit avanciert, ohne dass wir wissen – noch immer nicht wissen –, wie wir sie behandeln sollen.

Generationen von Psychopharmaka haben ihre Siegeszüge angetreten, die Elektrotherapie feiert, angemessen maskiert, eine neue Renaissance. Und kennzeichnend ist, dass wir nicht mehr versuchen, Krankheit zu vermeiden, sondern darauf aus sind, das jeweils dafür richtige Medikament auf den Markt zu werfen. So weit die äußeren Umstände.

Sylvia Plath aber, und das ist das Aktuelle an diesem Buch, hat die Aktualität ihrer Zeit, ohne zu wissen, wohin sie führen würde, mit notiert. Die Sprache der Katastrophen des Lebens beginnt zu sprechen. Dieses Sprechen wiederum übersetzt sich in das Innerste. Das körperliche Erleben wird für Plath, alias Esther Greenberg, zu einem Maßstab. Nur so konnte sie ahnen, wohin die Entwicklung (sie) führen würde. Das ist gemeint, wenn man Die Glasglocke nach Autobiographischem befragt.

Als das Buch erschien, war es seiner Zeit voraus und die Autorin bereits vier Wochen später tot. Später wurde sie von der sich formierenden Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre zur Ikone ernannt. Im Moment aber, da die Medien die Überwindung bestimmter Bewegungen diskutieren lassen, werden auch die mit ihnen identifizierten Texte als überwunden abgeschrieben. Sie existieren dann nur noch als Hüllen ihrer Zeit, als Kulturgüter. In meiner Bibliothek jedoch steht Die Glasglocke kraftvoll wie ein Fels unter ihrer eigenen, ungeheuerlich tosenden, jederzeit lichtsäumenden, wie ein offenes Buch lesbaren Brandung.

Januar 2013

Eins

Es war ein verrückter, schwüler Sommer, dieser Sommer, in dem die Rosenbergs auf den elektrischen Stuhl kamen und ich nicht wußte, was ich in New York eigentlich wollte. Bei dem Gedanken an Hinrichtungen wird mir immer ganz anders. Die Vorstellung, auf den elektrischen Stuhl zu kommen, macht mich krank, aber in den Zeitungen war von nichts anderem die Rede – glotzüngige Überschriften, die mich an jeder Straßenecke und an jedem muffigen, nach Erdnüssen riechenden U-Bahn-Schlund anstarrten. Es hatte nichts mit mir zu tun, und trotzdem ließ mich die Frage nicht los, wie es wäre, die Nerven entlang bei lebendigem Leib zu verbrennen.

Ich dachte, es muß das Schlimmste auf der Welt sein.

Dabei war New York schon schlimm genug. Um neun Uhr morgens hatte sich die trügerische, ländlich feuchte Kühle, die nachts irgendwie hereingesickert war, verflüchtigt wie das Ende eines angenehmen Traums. Tief unten in ihren Granitcanyons zitterten die heißen Straßen unter der Sonne wie graue Luftspiegelungen, die Dächer der Autos glühten und glitzerten, und trockener Staub wehte mir wie Asche in Augen und Rachen.

Im Radio und in der Redaktion – überall war von den Rosenbergs die Rede, bis ich an nichts anderes mehr denken konnte. Es war wie damals, als ich zum erstenmal eine Leiche sah. Noch wochenlang tauchte der Kopf dieser Leiche – oder vielmehr das, was von ihm übriggeblieben war – beim Frühstück hinter den Spiegeleiern mit Schinken auf oder hinter dem Gesicht von Buddy Willard, der schuld daran war, daß ich die Leiche überhaupt gesehen hatte, und bald hatte ich das Gefühl, ich würde diesen Kopf an einer Schnur überall mit mir herumtragen, wie einen schwarzen, nach Essig stinkenden Ballon ohne Nase.

Ich wußte, irgend etwas stimmte in diesem Sommer nicht mit mir, denn andauernd mußte ich an die Rosenbergs denken und daran, wie dumm es von mir gewesen war, all die unbequemen, teuren Kleider zu kaufen, die jetzt

wie schlaffe Fische in meinem Schrank hingen, und daran, wie all die kleinen Erfolge, die ich auf dem College eingeheimst hatte, an den Marmor- und Spiegelglasfassaden der Madison Avenue abprallten und zerstoben.

Angeblich erlebte ich gerade die schönste Zeit meines Lebens.

Angeblich waren Tausende anderer Collegemädchen in ganz Amerika neidisch auf mich und wollten nichts lieber als in diesen Lackschuhen Größe 39 herumtrippeln, die ich mir in der Mittagspause bei Bloomingdale's gekauft hatte, zusammen mit einem schwarzen Lackledergürtel und einer passenden schwarzen Lacklederhandtasche. Und als in der Zeitschrift, bei der wir zwölf arbeiteten, mein Bild erschien – ich in einem engen Oberteil aus Silberlaméimitat über einer gewaltigen Wolke aus weißem Tüll, auf einem Dachgarten unter funkelnden Sternen Martini trinkend, in Gesellschaft mehrerer namenloser junger Männer von typisch amerikanischer Statur, die eigens zu diesem Anlaß eingestellt oder ausgeliehen worden waren – da glaubten offenbar alle, ich erlebte gerade eine tolle Zeit.

Sieh einer an, was in diesem Land alles passieren kann, sagten sie. Da lebt ein Mädchen neunzehn Jahre lang in irgendeinem abgelegenen Städtchen und ist so arm, daß sie sich nicht mal eine Illustrierte leisten kann, dann bekommt sie ein Stipendium fürs College, gewinnt hier einen Preis und da einen Preis, und am Ende hat sie New York im Griff wie das Lenkrad ihres eigenen Wagens.

Die Sache war nur die, daß ich gar nichts im Griff hatte, nicht einmal mich selbst. Wie ein tauber Trolleybus holperte ich vom Hotel zur Arbeit oder zu irgendwelchen Partys und von den Partys wieder zum Hotel oder zur Arbeit. Ich hätte vermutlich begeistert sein sollen, wie die meisten anderen Mädchen, aber es gelang mir nicht. Ich war ganz still und leer, so wie sich das Auge eines Wirbelsturms vorkommen muß, das inmitten von Trubel und Getöse träge seines Weges zieht.

Wir waren zu zwölf in dem Hotel.

Wir hatten bei dem Wettbewerb einer Modezeitschrift gewonnen, mit selbstgeschriebenen Aufsätzen und Geschichten und Gedichten und Werbekram, und als Preis bekam jede von uns für einen Monat einen Job in

New York mit kostenlosem Aufenthalt und allen möglichen Extras, Ballettkarten und Eintrittskarten für Modenschauen, Gutscheine für einen bekannten, teuren Friseursalon, Begegnungen mit erfolgreichen Leuten aus der Branche, nach der wir uns sehnten, und Ratschläge zur Pflege unseres individuellen Teints.

Ich besitze das Make-up-Set noch, das sie mir damals schenkten, eigens zusammengestellt für jemanden mit braunen Augen und braunem Haar: ein Rechteck brauner Mascara mit einer winzigen Bürste, ein Näpfchen mit blauem Lidschatten, gerade groß genug, mit der Fingerspitze hineinzutupfen, und drei Lippenstifte von Rot bis Pink, alles untergebracht in einem vergoldeten Kästchen mit einem Spiegel an der Seite. Ich besitze auch noch ein weißes Sonnenbrillenetui aus Plastik, auf das bunte Muscheln und Münzen und ein grüner Plastikseestern aufgenäht sind.

Mir war klar, daß wir mit diesen Dingen nur überhäuft wurden, weil sie für die beteiligten Firmen kostenlose Reklame waren, aber lustig machen konnte ich mich über sie trotzdem nicht. Die Geschenke, die da auf uns niedergingen, machten mir nämlich einen Riesenspaß. Nachher habe ich sie lange weggeschlossen, aber später, als es mir wieder besser ging, habe ich sie hervorgeholt. Sie liegen noch heute irgendwo im Haus herum. Die Lippenstifte benutze ich hin und wieder, und letzte Woche habe ich den Plastikseestern von dem Sonnenbrillenetui abgetrennt und dem Baby zum Spielen gegeben.

Wir waren also zu zwölft im Hotel, auf demselben Flur, auf demselben Stockwerk, in nebeneinanderliegenden Einzelzimmern – ich fühlte mich an mein Wohnheim im College erinnert. Es war kein richtiges Hotel – ich meine, kein Hotel, in dem Frauen und Männer manchmal auf demselben Stockwerk wohnen.

Dieses Hotel – das Amazon – war nur für Frauen, zum größten Teil Mädchen in meinem Alter mit reichen Eltern, die sichergehen wollten, daß ihre Töchter so untergebracht waren, daß Männer ihnen nicht zu nahe kommen und sie nicht aufs Glatteis führen konnten; und alle diese Mädchen gingen auf todschicke Sekretärinnenschulen wie »Katy Gibbs«, wo sie im Unterricht Hüte und Seidenstrümpfe und Handschuhe tragen mußten; oder sie hatten

ihre Prüfung bei »Katy Gibbs« oder anderswo gerade hinter sich und arbeiteten nun als Sekretärinnen für höhere Angestellte oder Juniorchefs, oder sie hingen einfach in New York herum und warteten darauf, daß irgendein Karrieremann sie heiratete.

Diese Mädchen machten auf mich einen schrecklich gelangweilten Eindruck. Ich sah sie auf dem Sonnendach, wie sie sich gähnend die Fingernägel lackierten und ihre Bermudabräune aufzufrischen versuchten und wie sie sich dabei anscheinend tödlich langweilten. Mit einer von ihnen unterhielt ich mich, sie fand alles langweilig – Yachten und Flugzeugfliegen, Skifahren über Weihnachten in der Schweiz, und die Männer in Brasilien ebenfalls. Solche Mädchen machen mich krank. Ich bringe keinen Ton heraus vor lauter Neid. Neunzehn Jahre, und kein einziges Mal war ich aus Neuengland herausgekommen, außer zu diesem Ausflug nach New York. Er war meine erste große Chance, und nun saß ich hier herum und ließ mir diese Chance wie Wasser durch die Finger rinnen.

Ich glaube, eines meiner Probleme war Doreen.

Einem Mädchen wie Doreen war ich noch nie begegnet. Sie kam von einem College für höhere Töchter im Süden und hatte weißblondes Haar, das ihr wie Zuckerwatte um den Kopf stand, blaue Augen wie durchscheinende Achatmurmeln, hart und glänzend und genauso unzerbrechlich, und einen Mund, der zu einer Art von immerwährendem Grinsen verzogen war. Es war kein boshaftes Grinsen, sondern ein belustigtes, rätselhaftes Grinsen, als wären alle Leute um sie her ziemlich albern und als könnte sie, wenn ihr danach wäre, ein paar gute Witze auf ihre Kosten reißen.

Doreen hängte sich sofort an mich. Sie gab mir das Gefühl, ich sei viel schlauer als die anderen, und sie war wirklich sehr komisch. Am Konferenztisch saß sie meistens neben mir, und wenn die prominenten Leute, die uns besuchten, ihre Vorträge hielten, flüsterte sie mir allerlei sarkastische Bemerkungen ins Ohr. Ihr College, erzählte sie, sei so modebewußt, daß sich alle Mädchen Handtaschenbezüge aus dem gleichen Stoff wie ihre Kleider machen ließen, und wenn sie sich umzögen, hätten sie immer auch eine passende Handtasche. Solche Einzelheiten beeindruckten mich. In ihnen

deutete sich ein Leben in herrlich pompöser Dekadenz an, das mich magnetisch anzog.

Vorwürfe machte mir Doreen nur, weil ich mir immer Mühe gab, meine Aufgaben pünktlich zu erledigen.

»Wozu rackerst du dich ab?« In einem seidenen, pfirsichfarbenen Morgenrock rekelte sie sich auf meinem Bett und bearbeitete mit einer Papierfeile ihre langen, nikotingelben Fingernägel, während ich das Konzept für ein Interview mit einer Bestsellerautorin tippte.

Das kam noch hinzu – wir anderen hatten gestärkte Sommernachthemden aus Baumwolle und gesteppte Morgenmäntel oder vielleicht Frotteebademäntel, die man auch am Strand anziehen konnte, aber Doreen trug diese langen, halb durchsichtigen Dinger aus Nylon und Spitzen und hautfarbene Morgenröcke, die irgendwie elektrisch an ihr klebten. Sie hatte einen interessanten, leicht schweißigen Geruch, der mich an die gefiederten Blätter des Amberstrauchs erinnerte, die eine Art Moschusduft verströmen, wenn man sie zwischen den Fingern zerbröselt.

»Du weißt doch, der alten Jay Cee ist es völlig schnurz, ob diese Geschichte morgen kommt oder erst Montag.« Doreen zündete sich eine Zigarette an und ließ den Rauch langsam aus den Nasenlöchern quellen, so daß ein Schleier vor ihre Augen trat. »Jay Cee ist häßlich wie die Sünde«, fuhr sie kalt fort. »Ich wette, ihr Alter macht das Licht aus, bevor er an sie rangeht, sonst müßte er kotzen.«

Jay Cee war meine Chefin, und ich hatte sie sehr gern, auch wenn Doreen über sie herzog. Sie war keine von diesen Modezicken mit falschen Wimpern und Flitterschmuck. Sie hatte Grips, und deshalb schien es mir unwichtig, daß sie abgrundtief häßlich war. Sie sprach mehrere Sprachen und kannte alle guten Autoren in der Branche.

Ich versuchte mir Jay Cee ohne ihr strenges Bürokostüm und ohne ihren offiziellen Mittagshut zusammen mit ihrem dicken Mann im Bett vorzustellen, aber es gelang mir einfach nicht. Ich hatte immer furchtbare Schwierigkeiten, mir Leute zusammen im Bett vorzustellen.

Jay Cee wollte mir etwas beibringen, alle alten Damen, denen ich je begegnet war, wollten mir etwas beibringen, doch nun glaubte ich plötzlich nicht

mehr, daß sie mir etwas beibringen könnten. Ich schob den Deckel über meine Schreibmaschine und ließ ihn einklicken.

Doreen grinste. »Kluges Kind.«

Jemand klopfte an die Zimmertür.

»Wer ist da?« Ich machte mir nicht die Mühe aufzustehen.

»Ich bin's, Betsy. Kommst du mit zu der Party?«

»Warum nicht.« Ich war noch immer nicht an der Tür.

Betsy mit ihrem wippenden, blonden Pferdeschwanz und ihrem einfältig strahlenden Lächeln war direkt aus Kansas importiert worden. Ich weiß noch, wie wir beide einmal in das Büro eines Fernsehproduzenten mit blauem Kinn und Nadelstreifenanzug gerufen wurden, der irgendeinen Aufhänger für eine Sendung suchte, und wie Betsy plötzlich anfing, über männlichen und weiblichen Mais in Kansas zu reden. Sie kam so in Fahrt, daß selbst dem Produzenten die Tränen kamen, aber gebrauchen konnte er nichts davon – leider, sagte er.

Später überredete die Kosmetikredakteurin Betsy, sich das Haar abzuschneiden, und machte ein Covergirl aus ihr, und heute lächelt mir ihr Gesicht noch gelegentlich aus Anzeigen wie »Auch P. Q's Frau trägt B. H. Wragge« entgegen.

Betsy lud mich andauernd ein, mit ihr und den anderen Mädchen etwas zu unternehmen, als wollte sie mich irgendwie retten. Dagegen lud sie Doreen nie ein. Wenn wir unter uns waren, nannte Doreen sie Pollyana Cowgirl.

»Willst du in unserem Taxi mitfahren?« fragte Betsy durch die Tür.

Doreen schüttelte den Kopf.

»Schon gut, Betsy«, sagte ich. »Ich fahre mit Doreen.«

»Okay.« Ich konnte hören, wie Betsy den Flur entlangtappte.

»Wir bleiben nur, bis wir es leid sind«, sagte Doreen zu mir und drückte ihre Zigarette auf dem Fuß meiner Nachttischlampe aus, »dann gehen wir in die Stadt. Die Partys, die sie hier aufziehen, erinnern mich an diese albernsten Bälle in der Schulturnhalle. Warum trommeln sie dazu immer bloß Yalies zusammen? Die sind so stumpfsinnig!«

Buddy Willard besuchte Yale, und wenn ich jetzt darüber nachdachte, war es genau das, was an ihm nicht stimmte: er war so stumpfsinnig. Es war ihm

gelingen, gute Noten zu bekommen und am Cape Cod mit irgendeiner furchtbaren Kellnerin namens Gladys anzubändeln, aber er besaß nicht einen Funken Phantasie. Doreen hatte Phantasie. Alles, was sie sagte, klang, als spräche eine heimliche Stimme aus meinem tiefsten Inneren.

Wir saßen in der abendlichen Rush-hour fest. Unser Taxi war eingeklemt, vor uns das Taxi von Betsy, hinter uns eines mit vier von den anderen Mädchen, und nichts bewegte sich.

Doreen sah hinreißend aus. Sie trug ein schulterfreies weißes Kleid mit Spitzenbesatz, das dank eines knappen Korsetts um die Taille sehr eng saß, während es die Wölbungen nach oben und unten großartig zur Geltung brachte, und ihre Haut hatte unter dem matten Puder einen bronzefarbenen Glanz. Sie roch wie ein Parfümladen.

Ich trug ein enges Röhrenkleid aus schwarzer Schantungseide, das mich vierzig Dollar gekostet hatte. Es stammte von einem Einkaufsbummel, den ich mit einem Teil des Geldes von meinem Stipendium unternommen hatte, nachdem ich erfahren hatte, daß ich zu den Glücklichen gehörte, die nach New York fahren durften. Dieses Kleid war so seltsam geschnitten, daß ich keinen Büstenhalter darunter tragen konnte, aber das war nicht weiter schlimm, denn ich war so dünn wie ein Junge und auch fast so flach, und außerdem hatte ich es gern, wenn ich mir an warmen Sommerabenden fast nackt vorkam.

Die Großstadt hatte allerdings meine Bräune gebleicht. Ich sah gelb aus wie ein Chinese. Normalerweise hätten mich mein Kleid und meine sonderbare Farbe nervös gemacht, aber in Doreens Nähe vergaß ich meine Sorgen. Ich kam mir ungeheuer erfahren und allen höllisch überlegen vor.

Als der Mann in dem blauen Holzfällerhemd, den schwarzen Chinos und den gepunzten Cowboystiefeln unter der gestreiften Markise einer Bar vortrat, von wo er unser Taxi erspäht hatte, und zu uns herüberschlenderte, machte ich mir keine Illusionen. Ich wußte genau, daß er wegen Doreen kam. Er schlängelte sich zwischen den haltenden Autos hindurch und lehnte sich mit einnehmendem Lächeln durch das offene Fenster zu uns herein.

»Und was machen zwei so nette Mädchen wie ihr an so einem schönen Abend so allein in einem Taxi, wenn ich fragen darf?«

Er hatte ein breites, weißes Zahnpastalächeln.

»Wir fahren zu einer Party«, stieß ich hervor, da Doreen plötzlich stumm geworden war und gelangweilt an ihrem spitzenbesetzten Handtäschchen herumfingerte.

»Das klingt langweilig«, sagte der Mann. »Warum kommt ihr nicht mit, und wir trinken was, drüben in der Bar? Da warten noch ein paar Freunde von mir.«

Er nickte in die Richtung einiger lässig gekleideter Männer, die sich unter der Markise herumdrückten. Sie waren ihm mit den Blicken gefolgt, und als er sich nach ihnen umsah, begannen sie zu lachen.

Das Gelächter hätte mich warnen sollen, dieses verhaltene, besserwisserische Kichern. Aber der Verkehr kam offenbar wieder in Bewegung, und ich wußte, wenn ich jetzt sitzen blieb, würde ich mir in zwei Sekunden wünschen, ich hätte diese einmalige Chance genutzt, von New York mal etwas anderes zu sehen als das, was die Leute von der Zeitschrift für uns so sorgfältig aussuchten.

»Wie wär's, Doreen?« fragte ich.

»Wie war's, Doreen?« fragte der Mann und lächelte sein breites Lächeln. Bis heute kann ich mich nicht daran erinnern, wie er aussah, wenn er nicht lächelte. Er muß die ganze Zeit über gelächelt haben. Er muß von Natur aus gelächelt haben.

»Na schön«, sagte Doreen zu mir. Ich öffnete die Tür, und wir stiegen aus dem Taxi, gerade als es anfuhr, und machten uns auf den Weg zu der Bar. Bremsen quietschten, dann ein dumpfes Poltern.

»He, Sie da!« Unser Fahrer hatte den Kopf zum Fenster hinausgesteckt und sah uns mit dunkelrotem Gesicht wütend nach. »Was fällt Ihnen ein?!« Er hatte so scharf gebremst, daß das folgende Taxi auf ihn geprallt war. Wir konnten sehen, wie die vier Mädchen mit den Händen fuchtelten und sich mühsam hochrappelten.

Der Mann lachte, ließ uns an der Bordsteinkante stehen, ging zurück und gab dem Fahrer inmitten eines Hupkonzerts und allerlei Geschrei einen Geldschein, dann sahen wir die Mädchen von der Zeitschrift in einer langen

Prozession vorbeifahren, ein Taxi hinter dem anderen, wie eine Hochzeitsgesellschaft aus lauter Brautjungfern.

»Los, komm, Frankie«, sagte der Mann zu einem seiner Freunde in der Gruppe, worauf ein kleiner, knittriger Kerl vortrat und mit uns in die Bar kam.

Er war von der Sorte, die ich nicht ausstehen kann. Ich bin ohne Schuhe einssiebzig, und wenn ich mit kleinen Männern zusammen bin, bücke ich mich immer ein bißchen und knicke in der Hüfte ein, damit ich kleiner aussehe, aber dabei komme ich mir albern und krank vor, wie eine Schaubudenfigur.

Einen Moment lang hatte ich die vage Hoffnung, wir würden uns entsprechend der Größe zusammentun, dann wäre ich bei dem Mann gewesen, der uns angesprochen hatte und über einsachtzig groß war, aber er ging mit Doreen vor uns her und sah mich nicht noch einmal an. Ich tat, als würde ich Frankie neben mir gar nicht bemerken, und setzte mich dicht neben Doreen an den Tisch.

In der Bar war es so dunkel, daß ich außer Doreen kaum etwas erkennen konnte. Mit ihrem Blondhaar und ihrem weißen Kleid sah sie geradezu silbern aus. Ich vermute, sie reflektierte das Neonlicht über dem Tresen. Ich dagegen kam mir vor, als würde ich mit den Schatten verschmelzen, wie das Negativ von jemandem, den ich in meinem Leben noch nie gesehen hatte.

»Und was trinken wir?« fragte der Mann mit einem großen Lächeln.

»Ich glaube, ich nehme einen Old-Fashioned«, sagte Doreen zu mir.

Drinks bestellen machte mich immer fertig. Ich konnte Whisky nicht von Gin unterscheiden, und noch nie hatte ich etwas gefunden, das mir wirklich schmeckte. Buddy Willard und die anderen Jungs vom College hatten meistens nicht das Geld für hochprozentige Sachen, oder sie hielten nichts vom Trinken. Es ist erstaunlich, wie viele College-Jungs nicht trinken und nicht rauchen. Anscheinend kannte ich sie alle. Das Äußerste, was sich Buddy Willard je geleistet hatte, war eine Flasche Dubonnet, aber nur, weil er beweisen wollte, daß er auch als Medizinstudent eine ästhetische Ader hatte.

»Für mich einen Wodka«, sagte ich.

Der Mann sah mich genauer an. »Mit irgendwas drin?«

»Einfach pur«, sagte ich. »Ich trinke ihn immer pur.«

Ich dachte, ich würde mich vielleicht lächerlich machen, wenn ich ihn mit Eis oder Soda oder Gin oder sonstwas bestellte. Ich hatte mal eine Wodkawerbung gesehen, ein einfaches Glas Wodka auf einer Schneewehe, bei blauem Licht, und der Wodka sah klar und rein aus wie Wasser, deshalb dachte ich, Wodka pur könne nicht falsch sein. Ich träumte davon, ich würde mir eines Tages einen Drink kommen lassen und feststellen, daß er wunderbar schmeckte.

Der Kellner kam, und der Mann bestellte Drinks für uns vier. Trotz seiner Cowboyklamotten schien er sich in dieser Großstadtbar so heimisch zu fühlen, daß ich dachte, er sei vielleicht ein Prominenter.

Doreen sagte nichts, sie spielte nur mit ihrem Korkuntersetzer und zündete sich schließlich eine Zigarette an, aber den Mann schien das nicht zu stören. Er starrte sie in einem fort an, wie die Leute im Zoo den großen weißen Ara anstarren, während sie darauf warten, daß er ein menschliches Wort von sich gibt.

Die Drinks kamen, und meiner sah klar und rein aus wie in der Wodkawerbung.

»Was machen Sie?« fragte ich den Mann, um die Stille zu durchbrechen, die wie dichtes Dschungelgras rings um mich her aus dem Boden schoß. »Ich meine, was machen Sie hier in New York?«

Langsam und anscheinend mit großer Mühe löste er seinen Blick von Doreens Schulter. »Ich bin Diskjockey«, sagte er. »Eigentlich müßtest du schon mal von mir gehört haben. Ich heiße Lenny Shepherd.«

»Ich kenne dich«, sagte Doreen plötzlich.

»Das freut mich aber, Süße«, sagte der Mann und brach in Lachen aus. »Das trifft sich gut. Ich bin unheimlich berühmt.«

Lenny Shepherd warf Frankie einen langen Blick zu.

»Sag mal, woher kommst du eigentlich?« fragte mich Frankie, nachdem er sich mit einem Ruck aufgesetzt hatte. »Wie heißt du?«

»Das hier ist Doreen.« Lenny ließ eine Hand um Doreens nackten Arm gleiten und drückte ihn.

Mich überraschte, daß sich Doreen nichts anmerken ließ, obwohl sie doch mitbekam, was er tat. Sie saß einfach da, dunkel wie eine gebleichte, blonde Negerin in diesem weißen Kleid und nippte geziert an ihrem Glas.

»Ich heiße Elly Higginbottom«, sagte ich. »Ich komme aus Chicago.« Danach fühlte ich mich sicherer. Ich wollte nicht, daß etwas von dem, was ich an diesem Abend sagte oder tat, mit mir und meinem wirklichen Namen und meiner Herkunft aus Boston in Verbindung gebracht würde.

»Also, Elly, was hältst du davon, wenn wir ein bißchen tanzen?«

Bei der Vorstellung, mit diesem Knirps in seinen hochhackigen orangefarbenen Wildlederschuh, dem armseligen T-Shirt und der schlaffen blauen Sportjacke zu tanzen, mußte ich lachen. Wenn ich eins nicht leiden kann, dann ist es ein Mann in blauen Klamotten. Schwarz oder Grau, von mir aus auch Braun. Aber Blau finde ich lachhaft.

»Ich bin nicht in Stimmung«, sagte ich kühl, drehte ihm den Rücken zu und rückte mit meinem Sessel näher zu Doreen und Lenny.

Die beiden machten inzwischen den Eindruck, als würden sie sich seit Jahren kennen. Mit einem langen, dünnen Silberlöffel fischte Doreen die Früchte aus ihrem Glas, und jedesmal, wenn sie den Löffel an den Mund hob, knurrte Lenny und schnappte danach und tat, als wäre er ein Hund oder sonstwas, und versuchte, die Frucht von dem Löffel zu ergattern. Doreen kicherte und löffelte weiter.

Langsam kam es mir vor, als hätte ich mit dem Wodka endlich meinen Drink gefunden. Er schmeckte nach nichts, fuhr mir aber gleich bis in den Magen hinunter wie ein Schwertschluckerschwert und gab mir das Gefühl, stark und gottähnlich zu sein.

»Ich geh dann mal«, sagte Frankie und stand auf.

Ich konnte ihn bei dem Dämmerlicht nicht sehr deutlich erkennen, aber zum erstenmal hörte ich, was für eine hohe, alberne Stimme er hatte. Niemand beachtete ihn.

»He, Lenny, du schuldest mir noch was. Erinnerst du dich, Lenny, du schuldest mir was, stimmt's, Lenny?«

Ich fand es seltsam, daß Frankie seinen Freund vor uns, vor wildfremden Leuten, an irgendwelche Schulden erinnerte, aber Frankie stand tatsächlich

da und sagte immer wieder das gleiche, bis Lenny ein dickes Bündel grüner Scheine aus der Hosentasche zog, einen abpflückte und ihn Frankie gab. Ich glaube, es waren zehn Dollar.

»Halt die Klappe und verschwinde.«

Einen Moment lang glaubte ich, Lenny meinte auch mich, aber dann hörte ich Doreen sagen: »Ich komme nur mit, wenn Elly auch mitkommt.« Es imponierte mir, wie gekonnt sie mit meinem falschen Namen umging.

»Ach, Elly kommt bestimmt mit, nicht wahr, Elly?« sagte Lenny und zwinkerte mir zu.

»Klar komme ich mit«, sagte ich. Frankie war unterdessen in der Nacht verschwunden, also würde ich mich an Doreen hängen. Ich wollte so viel wie möglich sehen.

Ich sah gern Leuten in kritischen Situationen zu. Wenn ich bei einem Verkehrsunfall oder einer Schlägerei zusehen oder mir ein sauer eingelegtes Baby in einem Laborglas ansehen konnte, blieb ich stehen und sah so intensiv hin, daß ich es nie mehr vergaß.

Auf diese Weise lernte ich vieles kennen, wovon ich sonst nie erfahren hätte, und auch wenn es mich überraschte oder wenn mir übel davon wurde, ließ ich mir nie etwas anmerken, sondern tat so, als hätte ich schon immer über alles Bescheid gewußt.

Zwei

Um nichts in der Welt hätte ich mir Lennys Wohnung entgehen lassen wollen.

Sie war eingerichtet wie das Innere einer Ranch, bloß eben in einem New Yorker Apartmenthaus. Er habe ein paar Trennwände heraushauen lassen, um das Ganze geräumiger zu machen, sagte Lenny, und dann habe er die restlichen Wände mit Kiefernholz verkleiden und außerdem eine mit Kiefernholz verkleidete Bar bauen lassen – in Form eines Hufeisens. Ich glaube, der Boden war auch mit Kiefer verkleidet.